

Von dem goldenen Überfluss der Welt

Autor(en): **Schürch, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **21 (1953-1954)**

PDF erstellt am: **29.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758726>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VON DEM GOLDNEN ÜBERFLUSS DER WELT

Von Ernst Schürch

Dazu gehören bei uns Tomaten, Aprikosen, Wein, Milch, Fleisch, Obst, Kir-schen, Kartoffeln, all das in buntem Wechsel, mit- oder nacheinander. Am dauerhaftesten und überflüssigsten ist die Weinschwemme. Immer wieder scheint man in der Schweiz, die nie imstande war oder sein wird, ihr Volk ganz aus eigenem Boden zu ernähren, an irgendeinem Zuviel zu leiden, und man bringt dann Opfer, um den Ueberfluß abzustößen, zahlt auf Kosten der Steuerpflichtigen Ausfuhrprämien für Wurstkühe, um den Fleischpreis nicht sinken zu lassen und um, wie einer behauptet hat, die Wurstkühe in Gestalt von Kuhwürsten wieder einzuführen, wobei der Zoll noch einmal dafür sorgen kann, daß die Konsumenten nicht in Gefahr kommen, zu billig bedient zu werden.

Das wäre freilich nur ein kleines Idyll gegenüber dem, was in andern Län- dern geschehen ist und noch geschieht, um die merkwürdige Plage des Ueber- schusses an Nahrungsmitteln loszuwerden. Wenn vor zwei Jahren Walliser Tomaten fuderweise in die Rhone geschüttet wurden, so war das ein Kinder- spiel gegenüber der Massenvernichtung von Brotfrucht und Kaffee, die beide in Uebersee als Brennstoff verwendet wurden. Und doch sind diese Güter lagerfähiger und zeitbeständiger als Baum- und Erdfrüchte. Aber die Lager waren voll, und um neue Lager zu bauen fehlte das Geld, eben weil die Ware liegenblieb.

Wenn man daran denkt, daß jährlich Hunderttausende, ja Millionen Men- schen an Unterernährung sterben oder schlechtweg verhungern, dann hört die Vorstellung vom Ueberfluß der Welt auf, und man denkt besser an eine falsche Verteilung der Lebensgüter. Es gibt nie zuviel Nahrung; es gibt nur Nahrungsmittel am falschen Platz. Also liegt, nach der Produktion, die Auf- gabe im Transport. Es sind denn auch die Transportkosten, die wesentlich zu Hungersnöten beigetragen haben. Und damit stehen wir vor der schicksal- trächtigen Gleichung zwischen Brot und Geld.

Es ist einer der besten und fruchtbarsten Gedanken in der Organisation der UNO, daß man ein ständiges Amt mit Ernährungsfragen betraut hat: das Amt für Nahrung und Landwirtschaft (FAO), in dem die Schweiz durch Professor Wahlen leitend beteiligt ist. Diese Stelle befaßt sich mit der Förderung der Urproduktion, arbeitet besonders in Südamerika, bringt rückständigen Bauern moderne Werkzeuge und Betriebsweisen bei, nimmt Rücksicht auf den Bedarf im internationalen Austausch. Ein Anfang von Weltlandwirtschaft wird ge- macht, wenn zunächst jedes Volk für den Eigenbedarf das Beste aus dem eigenen Boden herausholt und dann alles getan wird, um das Angebot der Nachfrage nahezurücken, wozu schließlich eine internationale Transport- organisation gehören müßte, die den Ausgleich zwischen einträglichen und uneinträglichen Routen in sich selber fände.

Natürlich würde eine durchrationalisierte Weltwirtschaft, die Lösung des Transportproblems vorausgesetzt, jedem Lande die Produktion zuweisen, für die es sich am besten eignet: Industrien da, wo ihre Ausgangs- und Rohstoffe vorhanden sind, Milchwirtschaft in Grasländern, Brotfrucht, wo geeigneter ebener Boden und einigermaßen sicheres Wetter zusammentreffen. Aber man darf sich noch lange nicht auf dieses Schema einstellen. Die Selbstversorgung geht natürlich voraus, und sie geht so weit, als es ein natürliches Nehmen und Geben über die Grenze hin erlaubt. Es gibt außer den materiellen Vor- aussetzungen für das Gedeihen eines Wirtschaftszweiges auch Produktions- elemente in den Menschen, die von Zone zu Zone verschieden sind und es

beispielsweise der rohstoffarmen Schweiz erlauben, mit Erfolg und Nutzen Fabrikate auf den Weltmarkt zu werfen, wiewohl sie zuerst die Rohstoffe einführen muß. Auch ist die Erhaltung einer ackerbauenden Bauernschaft bei uns ein Gebot der Sicherheit und auch der Erhaltung der wertvollsten Quelle der Volkserneuerung. Also rein nur auf das freie Spiel von Angebot und Nachfrage kann es die Schweiz in ihrer Wirtschaftspolitik nicht ankommen lassen, am allerwenigsten in einer Zeit, wo der staatliche Dirigismus auch anderswo weithin die nationalen Oekonomien beherrscht.

Es ist hier wie in allen menschlichen Dingen. Wir erreichen das Absolute nicht; Widersprüche bleiben wie Eierschalen an uns kleben.

Der Tumult im Wallis hat *Erinnerungen* geweckt, die längst bewiesen haben, daß beim besten Willen und selbst bei größten Opfern auf die Dauer nicht die ganze Wirtschaft nach Willkür geordnet werden kann.

Es war 1923. Der Erste Weltkrieg hatte den Anbau von Brotfrucht in den Weizenländern explosiv vermehrt. Immer weiter nach Norden und Westen zog der Pflug seine Furchen durch den jungfräulichen Boden der kanadischen Prärie. Die Transportunternehmungen taten alles, um die Ausbreitung der Kultur zu fördern. Eine Bahngesellschaft stellte Neusiedlern «ready made farms» zur Verfügung: das Land gepflügt und angesät, Wohn- und Wirtschaftsgebäude gebaut, möbliert und mit Maschinen, ja mit Zugpferden und Milchvieh versehen. Ein billiger Pachtzins wurde verlangt, der nach sechs Jahren als Kaufpreis angerechnet wurde! Dann saß der Farmer auf eigenem, schuldenfreiem Boden...

Aber trotz diesen ungeheuren Anstrengungen entvölkerten sich die Außenzonen des Ackerbaus so rasch wie sie besiedelt worden waren. Der Nährstand muß sich zuerst selber ernähren, und das war bei den durch das Ueberangebot unter die Produktions- und namentlich die Transportkosten gedrückten Weizenpreisen nicht mehr möglich. Der Produzent muß die Fracht bis zu den großen Sammelstellen (zum Beispiel den Silos bei Fort William) übernehmen, und davon eben lebte die Eisenbahn. Es ging so weit, daß uns ein aus der altbernischen Kornkammer stammender Farmer, der eine ganze Quadratmeile Boden besaß, gestand, er sei nach zwanzigjähriger Arbeit glatt auf Null herausgekommen, schulden- und vermögenslos, und er ziehe weiter, um irgend etwas anderes anzufangen.

In Calgari, nahe dem Felsengebirge, sagte uns ein Innerschweizer, er lebe in einem Paradies. «Scheen wie Underwalde» sei es in seinen Bergen. Und die Natur sei so gütig, man brauche nur ein bißchen an der Erde zu kratzen, dann wachse was man wolle im Ueberfluß. Aber er müsse leider aufgeben. Denn er brauche auch Kleider und Schuhe, und die wachsen in seinem Boden nicht. Kaufen könne er so lange nichts, als er nichts verkaufen könne. Der Markt sei zu weit weg, die Transporte zu teuer.

Im obstberühmten Okanagan-Tal in Britisch-Columbien gerieten wir in eine Art Apfelmesse, die unter der Losung stand: «An apple a day keeps the doctor away» (Ein Apfel täglich hält den Arzt fern). Die schönsten Früchte rollten durch die Sortiermaschinen. Aber die Gesichter waren nicht festlich anzuschauen. Absatzkrise, zu weit vom Markt, das war die Sorge.

Man versuchte es auch mit andern Früchten, und zwar mit Erfolg, soweit es die Menge, Güte und Schönheit des Produkts betraf. Da war eine große, einem schottischen Whiskyfabrikanten gehörende Pflaumenfarm. «Ihr habt ja den Himmel auf Erden», sagte ich zum Manager. «Ja, es ist traurig genug», antwortete er. Zu Füßen der Bäume lagen die herrlichsten, duftigen Fellenberg-Zwetschgen, dicht wie ein Teppich. Nichts zu wollen! Weder roh noch

gedörnt noch gebrannt fanden diese Früchte einen Markt, und das Konservieren hat sich erst recht nicht gelohnt. Seit Neuseeland im Winter frische Früchte lieferte, hatte das alles aufgehört. («Uebrigens», sagte der Mann, «das schönste Blau auf der Erde ist nicht hier. Ich habe es gefunden — wo, das wissen Sie nicht —, als ich, aus Australien kommend, in Triest ein Velo kaufte, in die Schweiz fuhr und von der Grimsel her eines Abends an einem See Rast machte.» — «War das etwa bei Neuhaus am Thunersee?» Verblüfft schaute mich der Mann an, der nicht wußte, daß er mit Schweizern sprach. Ja, so war es. Und nicht wahr, so klein ist die Welt, trotz allen Transportdistanzen.)

Mit Wehmut denkt man an einen Ueberfluß, der verfaulen mußte, weil alle Transportkünste der Neuzeit es nicht vermochten, das Angebot nahe genug an die Nachfrage heranzubringen.

Und doch geschehen Wunder der Wirtschaft, allein durch des Menschen Willen. Wir denken an die Valutakünste Schachts, die vielbestaunten. Schließlich entpuppte sich, wie einer gesagt hat, des Pudels Kern als ein Hundskegel... Aber man sehe sich in andern Diktaturen um. Da ist Argentinien unter Perón. Einst das erste Fleisch- und das zweite Weizenexportland der Welt. Heute hat es fleischlose Tage und führt Brotfrucht ein. Man kann ein Land industrialisieren, indem man die Landwirtschaft vernichtet. Die Rivalität gegenüber den Vereinigten Staaten war nicht sehr ökonomisch.

Aber ein positives Wunder ist auch dabei. Argentinien wurde als das zweite Weizenland ersetzt durch — *die Türkei!*

Einmal war Anatolien eine Art von Paradies. Sonst hätte nicht Kaiser Augustus, der eine schöne Auswahl hatte, Angora (das heutige Ankara) als Ferienort ausgewählt. Später kamen die Türken, und wo ihre Pferde hintraten, da wuchs nach dem Sprichwort kein Gras mehr. Ankara ersetzte Konstantinopel als Hauptstadt, weil Kemal Pascha lieber weniger schön, aber um so sicherer wohnte.

Nun hat es Amerika zustandegebracht, daß der seit tausend Jahren ruhende, höchstens oberflächlich angekratzte Boden der anatolischen Sandbüchse gründlich aufgebrochen wurde. Das Ergebnis ist erstaunlich: die Türkei als Brotlieferant! Ließe sich etwas Aehnliches in der alten römischen Kornkammer, in Libyen, erreichen? Das wäre ein unabsehbarer Segen, ein politisches Novum ersten Ranges.

Es gibt nämlich gegen Brot noch anderes, als bloß Geld. Man sieht es an der Speisung der hungrigen Ostdeutschen durch die unverkäuflich aufgestapelten amerikanischen Nahrungsmittel. Das war der schwerste Schlag im Kalten Krieg.

Aber alles ist nicht Organisation, und Organisation ist nicht alles. Man sieht es an dem Teil Europas, der sich in der Kohlen- und Stahlgemeinschaft zusammengeschlossen hat. Es geht auch da nicht ohne schmerzliche Opfer. Italien, das an seinen zwei Millionen Arbeitslosen in jeder Weise genug zu tragen hat, mußte es in der letzten Zeit erleben, daß, wie uns versichert wird, infolge der Montanunion ein Betrieb schloß und zweitausend Arbeiter auf das Pflaster setzte.

Zur richtigen Verteilung der Nahrung braucht es auf allen Stufen der Wirtschaft zunächst den Sinn für menschliche Solidarität. In der Zeit, als am lautesten von der Schicksalsgemeinschaft des internationalen Proletariates die Rede war, sah ich, wie in Genua die sozialistisch-kommunistischen Hafenarbeiter Lebensmittel tonnenweise zugrunde gehen ließen, und ein paar Monate später sah ich in Böhmen in einer Volksschule ganze Klassen von Hungerkrüppeln.